



## Die Pfullinger Gipsmühle

*Dietmar Böhringer*

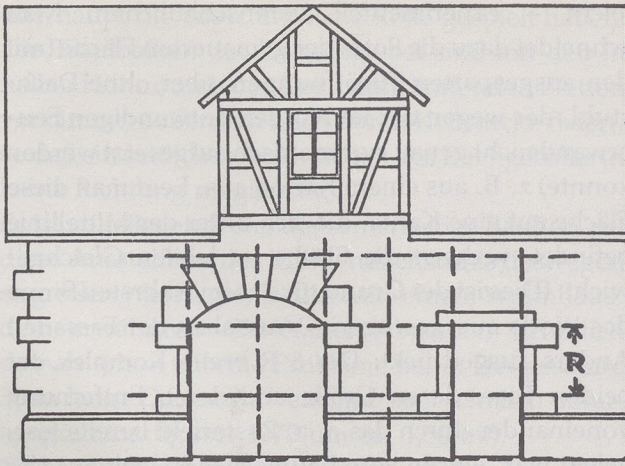
Die Pfullinger Gipsmühle ist ein bemerkenswertes und erhaltenswertes Baudenkmal, sowohl als Zeugnis der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung, als auch als individuelles technisches und architektonisches Baudenkmal (Prof. Dr. Paul, Kunsthistorisches Institut der Universität Tübingen); sie ist für die Agrarwirtschaft unseres Landes ein wichtiges historisches Zeugnis, für dessen Erhaltung alle Chancen genutzt werden sollten (Prof. Dr. Winkel, Universität Hohenheim); das Landesdenkmalamt weist darauf hin, es werde einem eventuell geplanten Abriß der Gipsmühle nicht zustimmen; dieses Kulturdenkmal müsse erhalten werden. Den Sitzungsberichten des Pfullinger Gemeinderates<sup>1</sup> nach zu schließen ist es aber gegenwärtig noch äußerst fraglich, ob das interessante und geschichtlich wertvolle Gebäude nicht trotzdem ersatzlos abgebrochen wird.

Wer die Hauptdurchgangsstraße durch Pfullingen benützt, dem wird wahrscheinlich das abgebildete Gebäude, die Gipsmühle, ins Auge fallen. Sie steht ca. 200 m südlich der Martinskirche an dem unlängst neu eröffneten Teilstück der B 312. Inmitten eines weiten, abgeräumten Sanierungsgebietes stellt sie

den letzten Überrest der ursprünglichen Bebauung dar. Solange noch nicht der Bauzaun für den «Wohnpark Klostersee» entlang dieses Straßensegments errichtet ist, ist sie kaum zu übersehen. Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt die eigenwillige Gliederung der Ostfassade auf, die der Straße zugekehrt ist. Bei genauerer Untersuchung lassen sich bemerkenswerte proportionale Zusammenhänge entdecken, die um so erstaunlicher sind, als die Mühle ursprünglich weitab von der Straße errichtet wurde und von dieser aus – wegen der davorstehenden Gebäude und der daran angrenzenden Obstgärten – kaum gesehen werden konnte. Verhältnismäßig leicht erkennbar ist die Tatsache, daß der Torbereich über einem Rasterfeld (mit dem

---

Zu den Abbildungen: Die zunächst unscheinbar wirkende Pfullinger Gipsmühle erweist sich bei näherer Betrachtung nicht nur als technisches Denkmal, sondern auch als Bauwerk von architektonischem Reiz. Jetzt ist sie vom Abbruch bedroht. – Alle Fotos und Zeichnungen (wenn nicht anders angegeben) vom Verfasser.



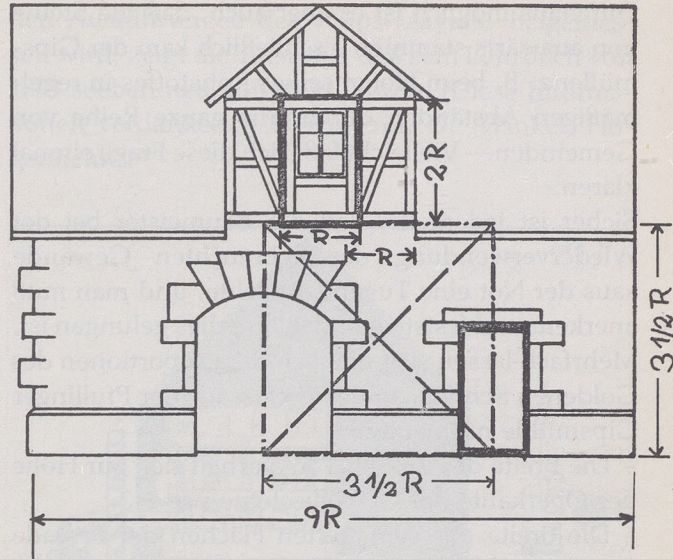
Rastermaß «R») konstruiert wurde: Die Wandfläche zwischen den beiden Toren und das große Tor selbst setzen sich aus je 4 Quadraten der Fläche  $R^2$ , das kleine Tor aus zwei solchen Quadraten zusammen. Der Flachbogen ist ein Segment des Umkreises um das große Tor, d. h. sein Mittelpunkt ist gleichzeitig der Mittelpunkt des Torquadrates. Die beiden Tangenten, die in den Eckpunkten an den Bogen gelegt werden, schneiden sich in Höhe der Oberkante der Gewölbesteine; diese Kante markiert die Begrenzungslinie des Rasterfeldes nach oben.

Die Strecke  $3R$  entspricht knapp der Breite des Zwerggiebels. Seine durch die vertikale Dreiteilung entstehenden Rechteckflächen haben das Seitenverhältnis 1:2 wie das kleine Tor. Nimmt man jeweils die Balkenstärken hinzu, sind die 4 Flächen (von denen sich die drei im Giebel teilweise überschneiden) fast kongruent.

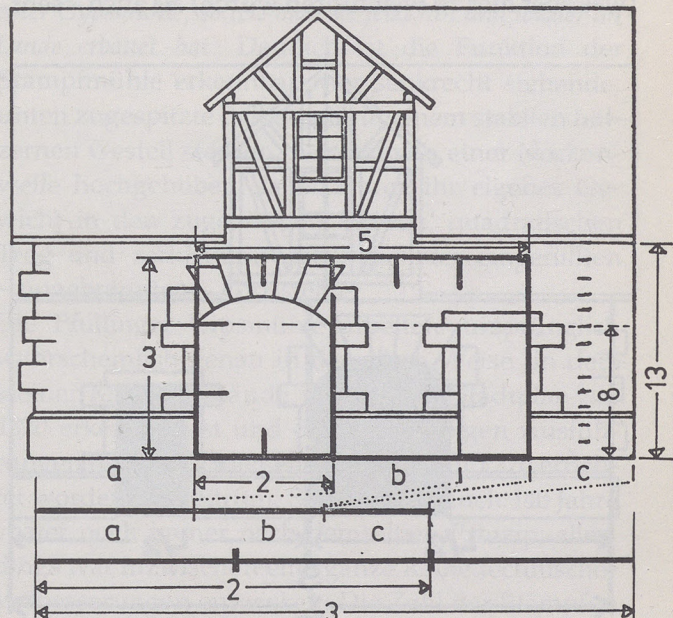
Die Höhe vom Fußboden bis zur Unterkante des Fachwerk-Zwerggiebels entspricht dem Abstand zwischen den beiden Tor-Mittellinien ( $3\frac{1}{2}R$ ). Die gemauerte Fläche der Fassade hat die Breite  $9R$ , ist also dreimal so breit wie die Summe der beiden Torbreiten.

Schon damit kann festgestellt werden, daß die Größen dieser Ostfassade nicht frei gewählt, sondern auseinander errechnet wurden. Erkennbar ist außerdem, daß sie sich fast ausnahmslos auf das Rastermaß  $R$  beziehen.

Dieses Maß wurde dem Baumeister offensichtlich von den sorgfältig behauenen Sandsteingewänden geliefert – oder auch «aufgezwungen»: Diese rühren nämlich eindeutig von einem älteren Gebäude her, was erstens daran zu erkennen ist, daß sie nicht auf die Mauerstärke abgestimmt sind (das Originalmauerwerk muß noch wesentlich dicker gewesen sein als das 60 cm starke der Gipsmühle); zweitens handelt es sich nicht um Tor-, sondern um typische Fenstergewände. Von welchem Gebäude sie stammen, konnte bisher noch nicht geklärt werden. Fest



steht nur, daß es ein besonderes, herausragendes gewesen sein muß; Originalmauerstärke, Dimensionierung und die sorgfältige Bearbeitung deuten darauf hin. Von Pfullingen selbst kämen nur zwei Komplexe in Frage, in denen Fenster dieser Größenordnung vorhanden gewesen sein könnten, nämlich Schloß und Kloster. Vom Pfullinger Schloß, dessen Nordflügel 1835 abgebrochen wurde<sup>2</sup>, scheinen die Steine aber nicht zu stammen. Zwar wurden die dortigen Fenstergewände aus dem gleichen oder zumindest aus einem ähnlichen Sandstein hergestellt, doch weisen sie eine doppelte gerundete Hohlkehle auf, während an der Gipsmühle nur eine einfache Kehle mit quadratischem Querschnitt besteht. Naheliegender wäre es also, daß die Steine vom benachbarten Kloster herrühren, wo u. a. 1826 der Kreuzgang abgebrochen wurde<sup>3</sup>.



Durchaus möglich ist es aber auch, daß die Steine von auswärts stammen – schließlich kam der Gipsmüller z. B. beim Holen seines Rohstoffes in regelmäßigen Abständen durch eine ganze Reihe von Gemeinden. – Vielleicht läßt sich diese Frage einmal klären.

Sicher ist jedenfalls, daß der Baumeister bei der Wiederverwendung der gebrauchten Gewände «aus der Not eine Tugend» machte, und man muß anerkennend feststellen, daß ihm dies gelungen ist. Mehrfach lassen sich nämlich die Proportionen des Goldenen Schnitts an der Ostfassade der Pfullinger Gipsmühle nachweisen:

- Die Breite des großen Tors verhält sich zur Höhe der Oberkante der Gewölbesteine wie 2:3.
- Die Breite der gemauerten Flächen der Fassade (im Torbereich) verhält sich zur Gesamtbreite wie 2:3.
- Die Höhe des Rasterfeldes verhält sich zu dessen Breite wie 3:5.
- Die markanteste horizontale Rasterlinie (Oberkante der Türpfosten) verhält sich zur Gesamthöhe der gemauerten Fläche (bis Unterkante Dachtrauf) wie 8:13.

Während die beiden ersteren Proportionen nur grob in die Richtung des Goldenen Schnitts weisen, handelt es sich bei den beiden letzteren um gute bis sehr gute Näherungen.

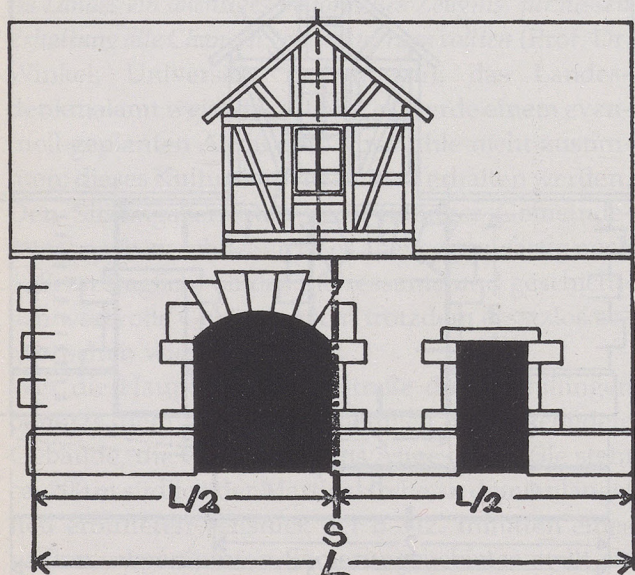
Die interessanteste Entdeckung bei den bisher vorliegenden proportionalen Untersuchungen bezieht sich auf den Platz, den der Baumeister den beiden Toren innerhalb der Ostfassade zugewiesen hat. Auffällig ist zunächst, daß er das große Tor mehr ins Zentrum, das kleine dagegen mehr an den Rand gerückt hat. Der Grund, der ihn dazu bewogen hat, läßt sich sowohl mathematisch exakt nachweisen (was aber hier zu weit führen würde) als auch – sehr

leicht – experimentell veranschaulichen: Man schneidet dazu die Form der gemauerten Fläche (mit den ausgesparten Türöffnungen, aber ohne Dachstuhl, der wegen der im Norden notwendigen Feuerwand nicht genau symmetrisch aufgesetzt werden konnte) z. B. aus einem Karton aus. Legt man diese Fläche auf eine Kante, die sich unter der Mittellinie befindet, verharrt die Fläche im labilen Gleichgewicht. (Dies ist der Grund für das im wahrsten Sinne des Worts aus«gewogene» Aussehen der Fassade!) Anders ausgedrückt: Der 5 R breite Komplex der beiden Tore, deren Größe und deren Entfernung voneinander durch das o. a. Rasterfeld bereits festgelegt war, wurde vom Baumeister so weit aus der Mitte der Fassade geschoben, bis die Schwerlinie S mit der Mittellinie der gemauerten Fläche identisch war.

Wer aber war er, der bei diesem kleinen, versteckt gelegenen Mühlengebäude solche Sorgfalt auf die Fassade aufwandte? Wir wissen es (noch) nicht. Nicht auszuschließen ist es aber, daß uns die Kunsthistoriker, die hier vielleicht die «Handschrift» eines von anderen Gebäuden bekannten Baumeisters entdecken, einmal diese Frage zuverlässig beantworten können.

Die ausgeklügelte Fassade, bei der alles auf klaren Gesetzmäßigkeiten beruht, einzelnes mathematisch exakt berechnet und nichts zufällig ist, weist eindeutig auf die Bauepoche hin, der dieses Gebäude zuzurechnen ist: Es ist der Klassizismus, eine um 1770 aufgekommene Kunstrichtung, die sich am Formenschatz und an den proportionalen Regeln der Antike orientierte und die sich (neben anderen) bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts hielt. Dies stimmt überein mit den anderen Anhaltspunkten, die wir über die Erbauungszeit haben: Auf dem ersten Pfullinger Stadtplan von 1820<sup>4</sup> ist an dieser Stelle noch ein kleines, schmales Mühlengebäude vorhanden, auf dem zweiten von 1843<sup>5</sup> dagegen das unregelmäßige Viereck des jetzigen Gebäudes. Damit kann der Erbauungszeitpunkt auf diese 23 Jahre eingegrenzt werden.

Bemerkenswert an der Gipsmühle ist (neben den erwähnten proportionalen Besonderheiten der Ostfassade) auch die extrem stabile Ausführung der Holzkonstruktion. So wurden unter der Balkendecke drei diagonal verlaufende Unterzüge angeblattet, die von den Ecken bis ungefähr zur Mitte der Decke verliefen. Sie sollten das Gebäude horizontal aussteifen. Um den Dachstuhl zu stabilisieren, wurden liegende Stuhlwände eingebaut. Schließlich lassen die beiden sich gegenüberliegenden Zwerchgiebel erkennen, daß für ihre Konstruktion ebenfalls Stabilisierungsgründe eine wesentliche, wenn nicht



überhaupt die ausschließliche Rolle gespielt haben: Die Traufbalken der Zwerggiebel sind mit den in halber Höhe durch den Dachstuhl laufenden Pfetten verkämmt, außerdem noch durch Keilstücke fixiert, so daß ein seitliches Ausweichen des Dachgebälks in keine Richtung möglich ist.

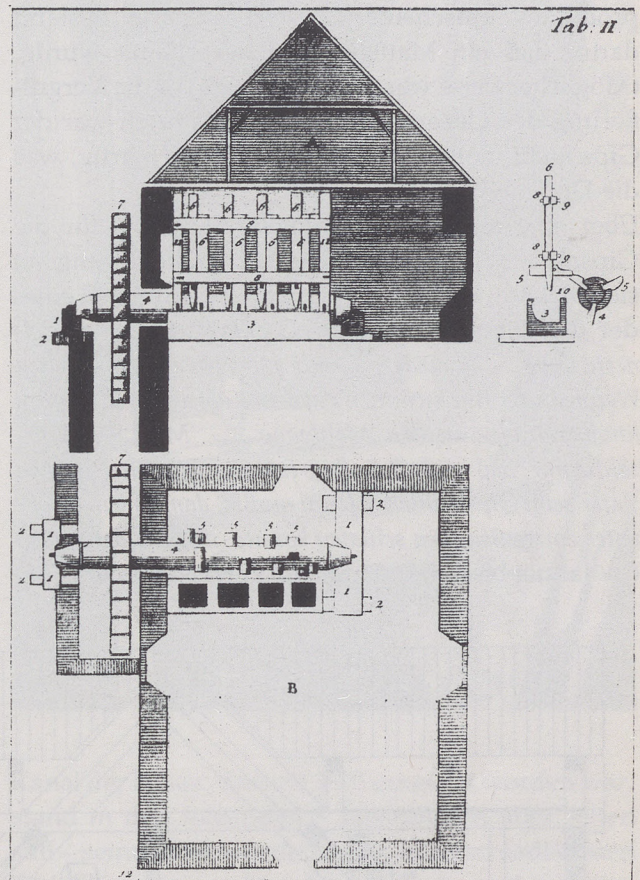
Es ist naheliegend, daß der seinerzeitige Bauherr auf diese Aussteifung des Mühlendachstuhls deswegen so großen Wert legte, weil er mit seinem Wohnhaus, dem erwähnten «Zwiefalter Abtshof», sicherlich damals schon enorme Probleme hatte: Der gesamte 30 m lange Dachstuhl verschob sich nämlich parallelogrammartig (bis 1978 um ca. 1,50 m!).

Nicht auszuschließen ist aber auch, daß diese Zwerggiebel-Dachkonstruktion damals bei derartigen Mühlengebäuden häufig verwendet wurde – schließlich waren sie starken Erschütterungen ausgesetzt und mußten daher besonders stabil sein. Jedenfalls ist auf einem historischen Gemälde aus der Zeit der Jahrhundertwende oder früher, das die andere Pfullinger Gipsmühle zeigt, ein Zwerggiebel erkennbar, der denen der hier beschriebenen Gipsmühle genau gleicht<sup>6</sup>. Sollte die obige Vermutung zutreffen, dann würde die Pfullinger Gipsmühle von der Dachkonstruktion her gesehen einem eigenständigen Bautyp angehören, von dem möglicherweise früher viele Beispiele existierten, die aber größtenteils abgegangen oder umgebaut worden sein dürften.

Aus der «Beschreibung des Oberamts Reutlingen» von 1824 erfahren wir zum einen, daß damals im Oberamt 7 Gipsmühlen bestanden; außerdem den Grund der Gipszerkleinerung: *Von künstlichen Düngemitteln wird nur in einzelnen Gegenden . . . , hauptsächlich um den Trieb der Hülsenfrüchte zu befördern, der Gips angewendet, der in der Gegend zwischen Rottenburg und Tübingen geholt wird.* (Es handelte sich dabei – nach frdl. Mitteilung von Herrn Friedrich List sen., Pfullingen – um Gipsbrüche z. B. von Entringen, Breitenholz, Reusten und Gültstein.)

Diese Düngeweise geht zurück auf den unter dem Namen «Gips-Mayer» bekanntgewordenen Kupferzeller Ortspfarrer, der sich sehr für eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge einsetzte. Er glaubte, im Gips ein vorzügliches mineralisches Düngemittel entdeckt zu haben. Obwohl sich zunächst erhebliche Widerstände gegenüber der Gipsdüngung erhoben, konnte sich Mayers Meinung schließlich durchsetzen, insbesondere dank seiner Veröffentlichungen von 1768 und 1773<sup>7</sup>. Bereits seit etwa 1760 wurde Gips in Württemberg als Düngemittel genutzt (insbesondere für Klee, Hülsenfrüchte und Raps), wobei 4–20 Zentner je Hektar ausgebracht wurden. – Die Bedeutung, die heute

den Ausführungen des «Gips-Mayers» beigemessen wird, zeigt die Tatsache, daß sein Lehrbuch von 1773 soeben neu aufgelegt wurde. (Diese Informationen verdanke ich Herrn Prof. Dr. Winkel, Hohenheim.)



Die Zeichnung einer Gipsmühle aus dem Lehrbuch des Pfarrers Johann Friedrich Mayer

Mayer bringt in seinem Lehrbuch u. a. die Zeichnung einer Gipsmühle, so wie man sie jetzt hin und wieder im Lande erbaut hat. Deutlich ist die Funktion der Stampfmühle erkennbar: vier senkrecht stehende, unten zugespitzte Balken, die in einem stabilen hölzernen Gestell stecken, werden von einer Nockenwelle hochgehoben, fallen durch ihr eigenes Gewicht in den zugehörigen kleinen, quadratischen Trog und zerkleinern dabei die hier eingefüllten – ungebrannten – Gipssteine.

Die Pfullinger Gipsmühle arbeitete ursprünglich wahrscheinlich genau in derselben Weise (in dem kleinen Mühlengebäude, das auf dem Stadtplan von 1820 erkennbar ist und das – den obigen Ausführungen nach zu schließen – um das Jahr 1770 errichtet worden sein dürfte). Sie arbeitete auch 140 Jahre später noch immer nach demselben Prinzip; allerdings war inzwischen eine ganze Reihe technischer Verbesserungen entwickelt: Die Zahl der Stampfen

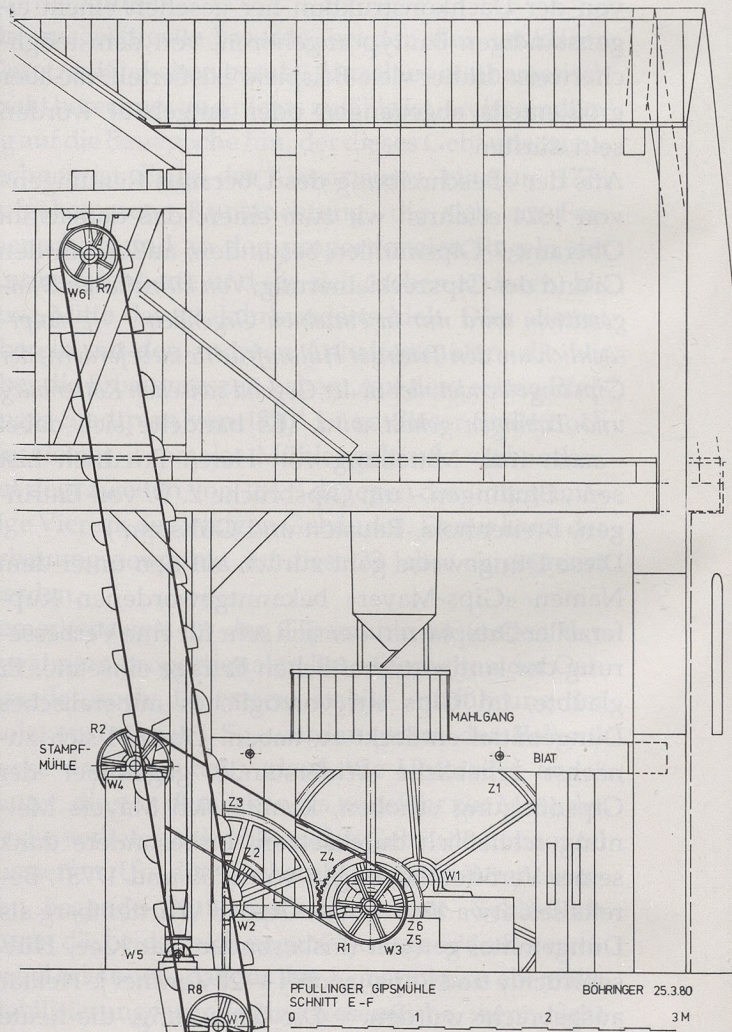
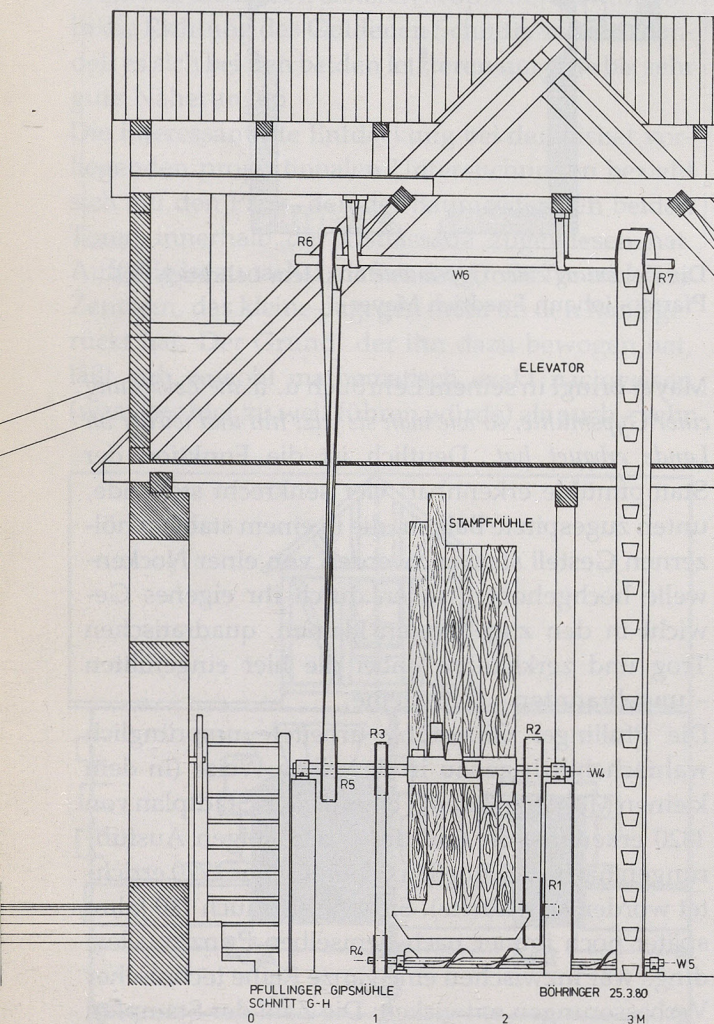
war auf 6 erhöht; sie standen näher beisammen und waren unten meißelartig mit Eisen beschlagen. Der auf Walnußgröße zerkleinerte Gips fiel durch einen eisernen Rost, so daß die Stampfen nicht mehr abgestellt werden mußten, wenn der zerkleinerte Gips entfernt werden sollte. Die für die Qualität des Endproduktes entscheidende Verbesserung bestand darin, daß ein Mahlgang nachgeschaltet wurde. (Möglicherweise war dies der Anlaß für die Vergrößerung des Gebäudes um 1830!) Dadurch war der Gips nicht mehr schotter-, sondern mehlig, was die Düngewirkung erhöhte.

Über eine technische Errungenschaft, die für die Gipsmüller eine erhebliche Arbeitserleichterung mit sich brachte, berichtet Friedrich List, ein Enkel eines der drei letzten Pfullinger Gipsmüller: *Der zerkleinerte Gips . . . wurde . . . mit aus Weiden geflochtenen Wannen oder Blechwannen auf dem Kopf die zwei Treppen hinaufgetragen in den Mahlgang . . . Mein Vater erzählte mir, daß er als Schulbub frühmorgens öfters seinen Vater beim Gipsmahlen ablösen mußte, damit mein Großvater einige Stunden schlafen konnte, denn in der Saison (ca. Januar bis März, Anm. des Verfassers) wurde Tag*

*und Nacht gemahlen. Das wurde zur Zeit meines Vaters dadurch erleichtert, daß unterhalb des Rostes eine Transportschnecke eingebaut wurde, anschließend ein Elevator, der den Gips nach oben zum Mahlgang beförderte, denn mein Vater hätte ja als Schulbub nicht die vollen Wannen auf dem Kopf nach oben tragen können.*

Die Einteilung der Gipsmühle ermöglichte einen harmonischen Arbeitsablauf: Der mit frisch gebrochenen Gipssteinen beladene Wagen wurde rückwärts durch das große Tor in die Gipsmühle geschoben. Die Steine wurden zunächst in dem freien Teil der Mühle gelagert (linkes Viertel des Innenraumes), dann von Hand soweit zerschlagen, daß sie in die Stampfmühle paßten. Der fertige, staubfein zermahlene Gips rieselte in die vordere rechte Ecke der Gipsmühle. Hier wurde er entweder direkt verkauft, wobei mit einem Simrmaß gemessen wurde, oder er wurde auf den zweirädrigen «Gipskarren» geladen, der zu dem kleinen Tor hinausgeschoben wurde und mit dem der Gips zu den Verkaufslagerstätten gefahren wurde, die den verschiedenen Besitzern gehörten.

Kunden bei der Pfullinger Gipsmühle waren vor-



wiegend die Bauern von der Reutlinger Alb. Wenn sie Holz oder Kartoffeln nach Reutlingen zum Markt brachten, nahmen sie als Rückfuhr den Düngegips mit, berichtet Friedrich List. An den Abenden solcher Markttage konnte der Andrang dann gewaltig werden: Es wird berichtet, bis zum Gasthaus «Zur Traube» hätten sich manchmal die Fuhrwerke gestaut – das wäre eine Schlange von 700 m Länge oder ca. 70 Fuhrwerken gewesen! – Da die Zufahrt zur Gipsmühle nur durch die Scheune des Besitzers hindurch möglich, diese aber so schmal war, daß keine zwei Fuhrwerke aneinander vorbeikamen, soll es hier öfters zu handfesten Streitereien zwischen den Albbauern gekommen sein.

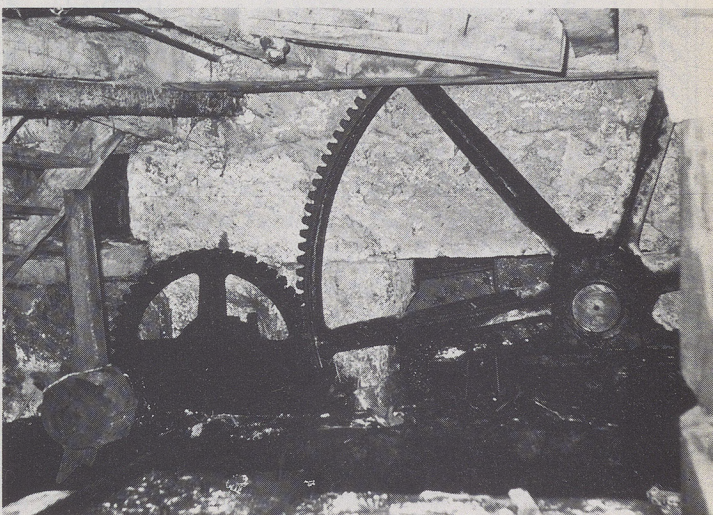
Als um 1880 aufgrund von Erbteilungen die Mühle zunächst zwei, schließlich sogar drei Besitzern gemeinsam gehörte, scheint es unter diesen zumindest zeitenweise zu einem recht ausgeprägten Konkurrenzkampf gekommen zu sein. Dazu erzählt man sich eine nette Anekdote: Die Söhne des einen Besitzers seien abends den aus Reutlingen zurückkommenden Fuhrwerken entgegengegangen und hätten den Bauern zugerufen: «Gell, ihr kauft doch bei meim Vadder!» Die Frau eines anderen Besitzers sei dagegen noch schlauer gewesen: Schon in aller Frühe habe sie die von der Alb kommenden Fuhrwerke angehalten und die mitgebrachten leeren Gipssäcke eingesammelt!

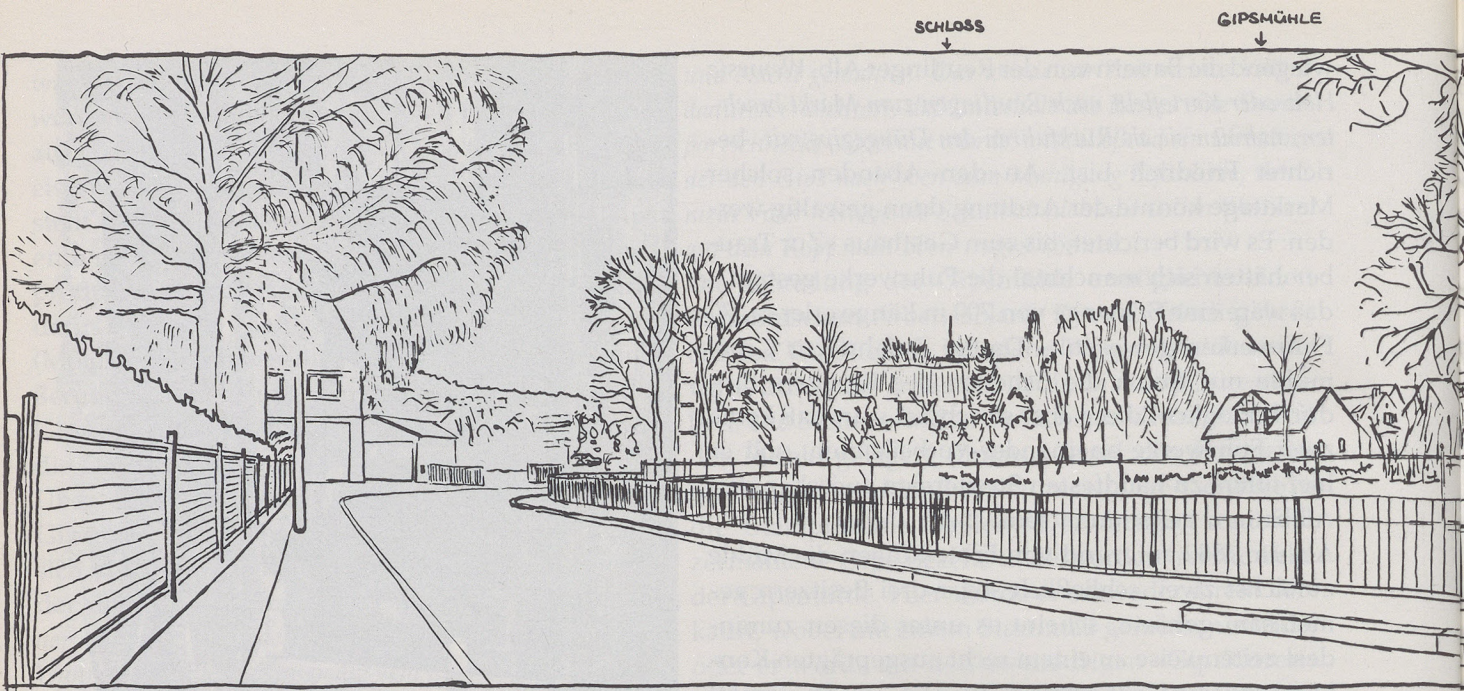
Über das Ende der Gipsmühlen berichtet Friedrich List: *In den Jahren etwa um 1895 ging der Verbrauch an Düngegips sehr stark zurück, weil 1. das Thomasmehl aufkam, als Nebenprodukt bei den Hochöfen im Ruhrgebiet und Saargebiet, 2. die künstlichen Düngemittel auftraten. Die Gipsmüller waren gegen diese Konkurrenz machtlos. Sie wehrten sich wohl, indem sie die Produktion von Roman-Zement aufnahmen (und vorher offenbar bereits die Produktion von gebranntem Gips zu Bauzwecken. Anmerkung d. Verf.) Dieser wurde aus gebranntem Kalk und Schiefersteinen hergestellt. Die gebrannten Steine bezogen sie aus der Gegend von Gomaringen und Mössingen. Aber auch das Zementgeschäft florierte nicht so richtig, weil der Roman-Zement dem inzwischen entwickelten Portland-Zement der großen Werke in Nürtingen, Blaubeuren, Lauffen a. N. qualitätsmäßig unterlegen war. Der Brennofen, den der Nachfolger meines Großvaters . . . laut Plan vom 14. Nov. 1899 bauen wollte, ist meiner Ansicht nach nie gebaut worden. . . . Der Bau der Eisenbahn kurz nach der Jahrhundertwende, Strecke Tübingen–Herrenberg, an der mehrere moderne Gipswerke mit direktem Anschluß an die Bahn entstanden, hat der Gipsmühle vollends den Todesstoß gegeben. Um das Jahr 1910 muß es gewesen sein, als die Gipsmühle ihre Mahltätigkeit einstellte.*

Die Kraft des mittelschlächtigen Wasserrades am 2/8

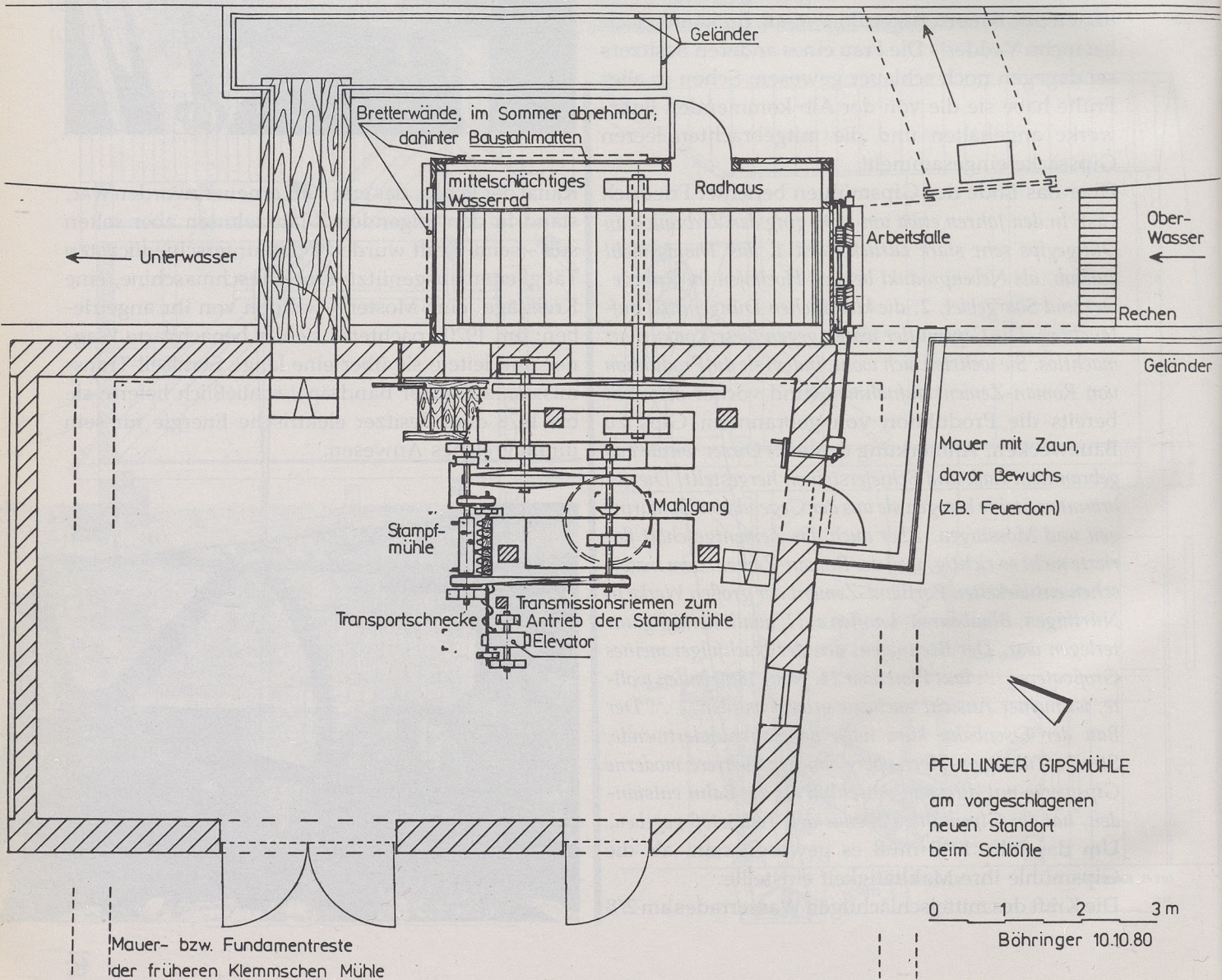


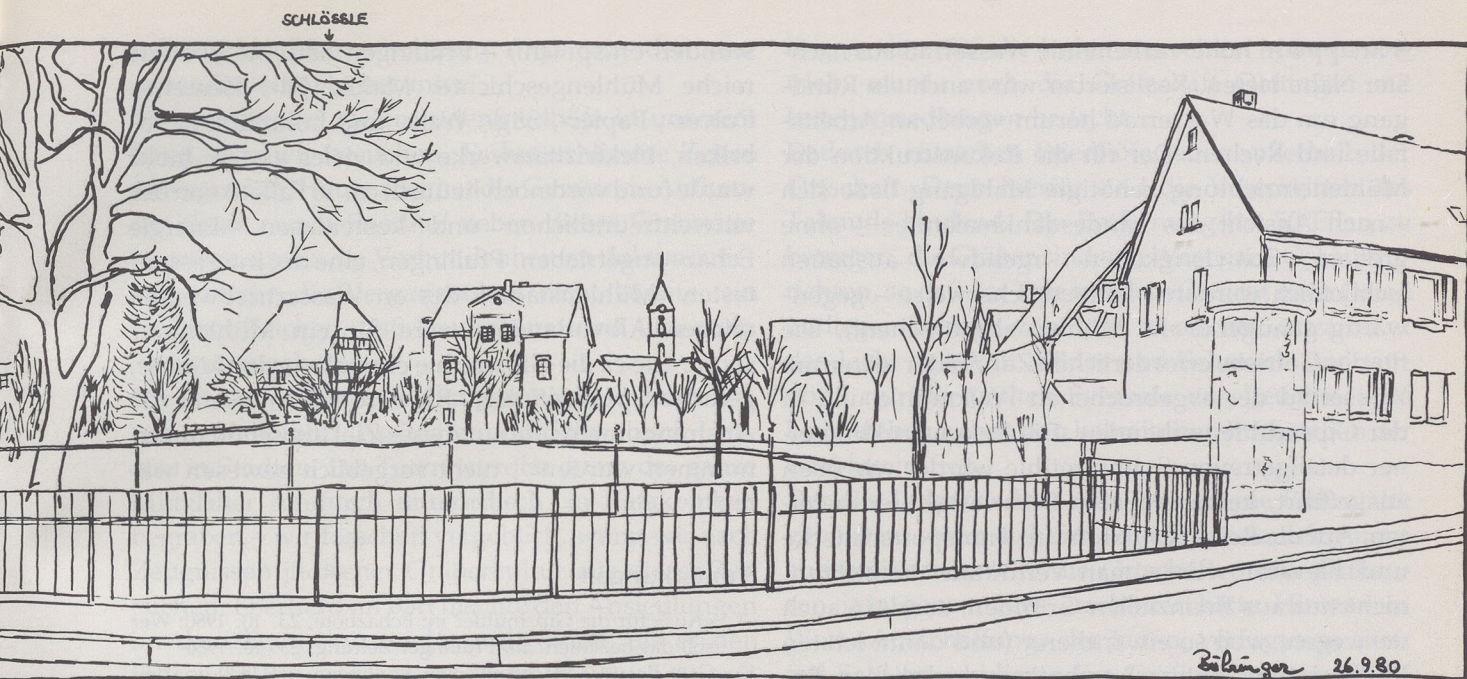
Kanal der Echaz, das erst 1905 erneuert worden war, stand in den folgenden 7 Jahrzehnten aber selten still – seine Kraft wurde zu den unterschiedlichsten Tätigkeiten ausgenützt: Eine Dreschmaschine, eine Kreissäge, eine Mosterei wurden von ihr angetrieben; um 1920 «pachtete» sie der benachbarte Wagner und leitete sie über eine lange Stahlseil-Transmission zu seiner Bandsäge; schließlich lieferte sie bis 1978 dem Besitzer elektrische Energie für sein umfangreiches Anwesen.





← 7/8-Echaz





Das Gebäude selbst verschwand hinter mehreren Schuppenanbauten; in den 4 m hohen Mühlenraum wurde ein Zwischenboden eingebaut. Der größte Teil der Mühleneinrichtung wurde um 1930 entfernt. Der letzte Besitzer, der an eine Erhaltung der Gipsmühle nicht glaubte, zersägte Ende 1978 einen Teil des eichenen Mahlbodens zu Brennholz; glücklicherweise konnte aber der wichtigste Teil des Gebälks sowie die Treppe buchstäblich in letzter Minute sichergestellt werden.

1979, beim Abräumen des «Quartiers IV», in dem die Gipsmühle steht, fielen u. a. die letzte noch arbeitende Mahlmühle, ein Gerberhaus des 17. Jahrhunderts mit den charakteristischen Balkonen, ein Gerberhaus mit barockem Mansardendach und der erwähnte «Zwiefalter Abtshof» von 1541 der Spitzhacke zum Opfer.

Bei diesem Abbruch eines ganzen historischen Ensembles konnte wenigstens erreicht werden, daß die Gipsmühle «vorläufig einmal» erhalten blieb. Von Mitgliedern des Pfullinger Geschichtsvereins wurde sie provisorisch instandgesetzt.

Einerseits aufgrund von detaillierten Beschreibungen einiger älterer Pfullinger Bürger, die die Einrichtung noch gekannt hatten, andererseits aufgrund des in der Gipsmühle noch Vorhandenen (Wasserrad, Getriebereist und Spuren von Ausgebautem) konnte die gesamte Einrichtung gezeichnet werden, z. T. zentimetergenau. Noch fehlende Details lassen sich ergänzen anhand von Exponaten im Heimatmuseum Spittal/Kärnten – dort befinden sich die bisher einzigen dem Verfasser bekannten Reste ei-

ner Stampfmühle, die der Pfullinger Gipsmühle vergleichbar sind. Sicher haben sich auch anderswo ähnliche Reste erhalten. Der Verfasser wäre für Hinweise aus der Leserschaft sehr dankbar!

*Die Einrichtung (der Pfullinger Gipsmühle) . . . kann zuverlässig rekonstruiert werden*, heißt es in einer Veröffentlichung des Landesdenkmalamtes<sup>8</sup>.

Da die Planung der Neubebauung keine Rücksicht auf dieses Gebäude nahm (was möglich gewesen wäre), kann es am originalen Standort nicht verbleiben, sondern muß – wenn es erhalten werden soll – transloziert werden. Ein idealer Standort wäre für diesen Fall bereits gefunden: In dem neu angelegten «Schloßpark» blieb, als man hier 1978 eine alte Walkmühle abbrach, deren Wasserrad erhalten. Daran könnte man nun die Gipsmühle anbauen. Sie würde damit in nächster Nachbarschaft zum «Pfullinger Schloß», zum «Schlößle» (das gegenwärtig restauriert und als Heimatmuseum eingerichtet wird) und zu einer Mahlmühle (die in ferner Zukunft museal eingerichtet werden soll) zu stehen kommen. Dieser Standort wäre bestens geeignet dafür, hier ein Mühlenmuseum einzurichten. Die umgekehrte Fließrichtung des Antriebsgewässers hinter der Gipsmühle (was ursprünglich als großer Mangel empfunden wurde) erwies sich bei genauerer Untersuchung als unbedeutend. Gleichzeitig würde sich eine interessante Möglichkeit ergeben: Hinter der bisher zur Arbeitsfalle führenden Türe könnte ein Steg beginnen, der über das Unterwasser zu einer bestehenden Plattform führen würde. Von hier aus würde sich ein imposanter Blick auf das ganze

– knapp 5 m hohe – arbeitende Wasserrad aus nächster Nähe bieten. Realisierbar wäre auch ein Rundgang um das Wasserrad herum vorbei an Arbeitsfalle und Rechen. Der für die Rekonstruktion der Mühleneinrichtung benötigte Mahlgang ließe sich – nach Ansicht des Landesdenkmalamtes – ohne größere Schwierigkeiten irgendwo ausbauen (schließlich werden – bedauerlicherweise – gegenwärtig genügend alte Mühlen abgebrochen!). Die für das Getriebe erforderlichen Zahnräder wären am Wasserrad der abgebrochenen Walkmühle und in der Gipsmühle vorhanden. Die Rekonstruktion einer detailgetreuen Stampfmühle würde, wie oben ausgeführt, keine größeren Schwierigkeiten bereiten. Auf die Rekonstruktion von Transportschnecke und Elevator würde man vermutlich verzichten, nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch deswegen, weil so ein früherer (und damit letzten Endes interessanterer) technikgeschichtlicher Zustand dokumentiert würde.

Welche Bereicherung die wieder funktionsfähige Gipsmühle für Pfullingen darstellen würde, geht z. B. aus der Tatsache hervor, daß es bisher im gesamten Regierungsbezirk nur ein einziges der Öffentlichkeit zugängliches Mühlenmuseum gibt, nämlich die Hammerschmiede am Blautopf.

Bereits 1089 wird die erste Mühle in Pfullingen urkundlich genannt<sup>9</sup>. An mindestens 29 Plätzen liefen in Pfullingen im Laufe der Zeit Wassertriebwerke; 1624 waren es 10<sup>10</sup>, 1824 dann 12<sup>11</sup>, 1893 schließlich 24<sup>12</sup>. (Diese 24 Wassertriebwerke hatten übrigens zusammen *über 600 Pferdekkräfte*, was immerhin einer Jahresgesamtleistung von ca. 4 Millionen Kilowatt-

stunden entsprach!) – Pfullingen hat eine überaus reiche Mühlengeschichte: Mahl-, Öl-, Zement-, Pulver-, Papier-, Säg-, Walk- und Lohmühlen, Fabriken, Elektrizitätswerke und vieles andere mehr wurde (und wird noch heute in ca. 10 Fällen) von der umweltfreundlichen und kostenlosen «Energie Echaz» angetrieben. Pfullingen, eine der interessantesten «Mühlenstädte» des an Wassertriebwerken reichen Albvorlandes, wäre für ein Mühlenmuseum, wie es die Gipsmühle einmal werden könnte, geradezu prädestiniert. Es wäre schön, wenn die Anstrengungen, die auf dieses Ziel hin schon unternommen wurden<sup>13</sup>, nicht vergeblich gewesen wären.

#### Anmerkungen

- 1 «Aus» für die Gipsmühle? in: Echazbote, 23. 10. 1980; Wer soll das bezahlen? in: Pfullinger Zeitung, 23. 10. 1980
- 2 CARL BAMES: Ortschronik von Pfullingen seit 1830, in: Beiträge zur Pfullinger Geschichte 1/1980, S. 17
- 3 WILHELM KINKELIN: Das Pfullinger Heimatbuch, 1956, S. 78
- 4 Beiträge zur Pfullinger Geschichte 1/1980, S. 16
- 5 a.a.O. S. 39; hier «1840» datiert
- 6 a.a.O. S. 23; die drei Wasserräder trieben gleichzeitig einen Schmiedehammer, der die Gipsmühleneinrichtung noch etwas überdauerte.
- 7 JOHANN FRIEDRICH MAYER: Die Lehre vom Gyps als einem vorzüglichen Dung . . . , Ansbach 1768; und: Lehrbuch für die Land- und Hauswirte . . . , Nürnberg 1773
- 8 H. KRINS, R. SCHOLKMANN: Mühlen, Untergang eines Bautyps? in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/80, S. 88
- 9 a.a.O.
- 10 a.a.O.
- 11 Oberamtsbeschreibung Reutlingen 1824
- 12 Oberamtsbeschreibung Reutlingen 1893
- 13 D. BOHRINGER: Die Bemühungen um die Erhaltung der Pfullinger Gipsmühle, in: Geschäftsbericht 1980 des Museumsvereins für Technik

## Wanderungen in die Vergangenheit (5): Wolfgang Irtenkauf Judenfriedhof Aufhausen

Wanderungen in die Vergangenheit sollen nicht nur auf leicht faßliche Weise Historisches aufspüren, sondern auch mit der von uns wohl nie zu bewältigenden Vergangenheit konfrontieren. In der Geschichte geht es auch um Schuld – wir sollen und dürfen sie nicht aussparen, wegwischen, verdrängen, so tun, als wäre nichts gewesen. Wer oft mit Gruppen im Land unterwegs ist, weiß, daß man Betroffenheit nie stärker und spontaner erleben kann als auf den vielen Judenfriedhöfen unserer Heimat. Einen von den vielen wollen wir heute besuchen, den von Aufhausen nahe Bopfingen, unmittelbar

bevor wir das Ries erreichen. Wir sind an der kleinen Haltestelle Aufhausen der Eisenbahnlinie Aalen–Nördlingen ausgestiegen – der Autofahrer kann hier die vielbefahrene Bundesstraße verlassen und durch den Ort bis unmittelbar vor den Judenfriedhof fahren – und haben uns der Markierung des Albvereinsweges anvertraut. Unser Weg geht langsam bergan, bis wir nach einer leichten Kehre schon nach wenigen Minuten vor einem ummauerten Platz stehen, in dem verstreute Grabsteine von der Wohnstätte der Toten künden. Eine alte Burgruine, der Schenkenstein, versteckt sich am Abhang des Hü-